

DER ERSTE PLATZ DES WELTTHEATERS

Über dem Nebelmeer



Wolkenverhangen bleibt der Ausblick und er versperrt so den Blick auf die alltäglichen Probleme. Ob Größe oder Unbedeutendheit, es gilt, wieder Fuß zu fassen.



Univ.-Prof. Dr. Martin Scharfe,
Institut für Europäische
Ethnologie/Kulturwissen-
schaft, Philipps
Universität Marburg,
Marburg an der Lahn

Zu den stimmungsvollsten und zugleich stattlichsten Gemälden, die das Innsbrucker Alpenvereinmuseum ausgestellt hat, gehört das Großglocknerbild von Edward Th. Compton (es ist 120 cm hoch und 200 cm breit!) - der Maler, 1849 in London geboren und 1921 in Feldafing gestorben, hat es im letzten Kriegsjahr 1918 in Ölfarben auf Leinwand gemalt.

Von einer graubraun kahlen Felsenhöhe im Vordergrund geht der Blick hinüber zur weithin verschatteten Nordost-Seite des vereisten Bergmassivs, von links her - also von Südosten - wirft die Morgensonne silbriges, warmes Licht teils auf die Firnfelder und -grate, teils auf das dampfende und wogende Nebelmeer, das den Pasterzengletscher und die Tiefe des gesamten Mittelgrunds verdeckt:

*„Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr“ -*

Aus der Sammlung des Alpenverein-Museums, Teil VIII

so beschrieb Friedrich Schiller im „Lied des Alpenjägers“ (im Schauspiel „Wilhelm Tell“, 1804), einst diese Situation;

*„Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.“*

Doch nicht einmal den Blick durch den Wolkenriss gönnt uns der Maler Compton: wir sehen nicht das „grünende Feld“, also die Kulturbemühungen der Menschen; wir sehen nicht das tägliche Getriebe, wir sehen weder die Probleme des Lebens noch gar die Erfolge und Fortschritte der Zivilisation. Alles hat uns der Maler weggeblendet mit seiner aufwallenden Wolkenwatte und erinnert damit an eine Erfahrung, die in der langen Kulturgeschichte Europas einer größeren Anzahl von Menschen erst ganz spät ermöglicht worden ist -

ermöglicht durch den Alpinismus seit gerade einmal zwei Jahrhunderten. Diese Erfahrung finde ich kaum irgendwo anders besser ausgedrückt als beim jungen slowenischen Theologen Valentin Stanig (er schrieb sich deutsch: Stanig) im Bericht seiner Besteigung des Hohen Gölls im Salzburger Land im Jahre 1801 (also fast gleichzeitig geschrieben wie Schillers Alpenjägergedicht!), wo er die äußerst widersprüchliche Empfindung notiert: „O Mensch, wie groß du bist!“ - und zugleich auch: „O Mensch, wie klein du bist!“ Es brauche große Kraft, um den Entschluss zu fassen, aus dieser „hohen Herzensfülle“ und „unbeschränkten Freiheit“ wieder zurückzukehren zu den Menschen da drunten - „zu den guten und“ (so fügt er ausdrücklich an) „bösen Brüdern“; allemal habe er die Bergspitze über den Wolken nur mit „Wehmut“ verlassen können: diesen „ersten Platz des Welttheaters“.